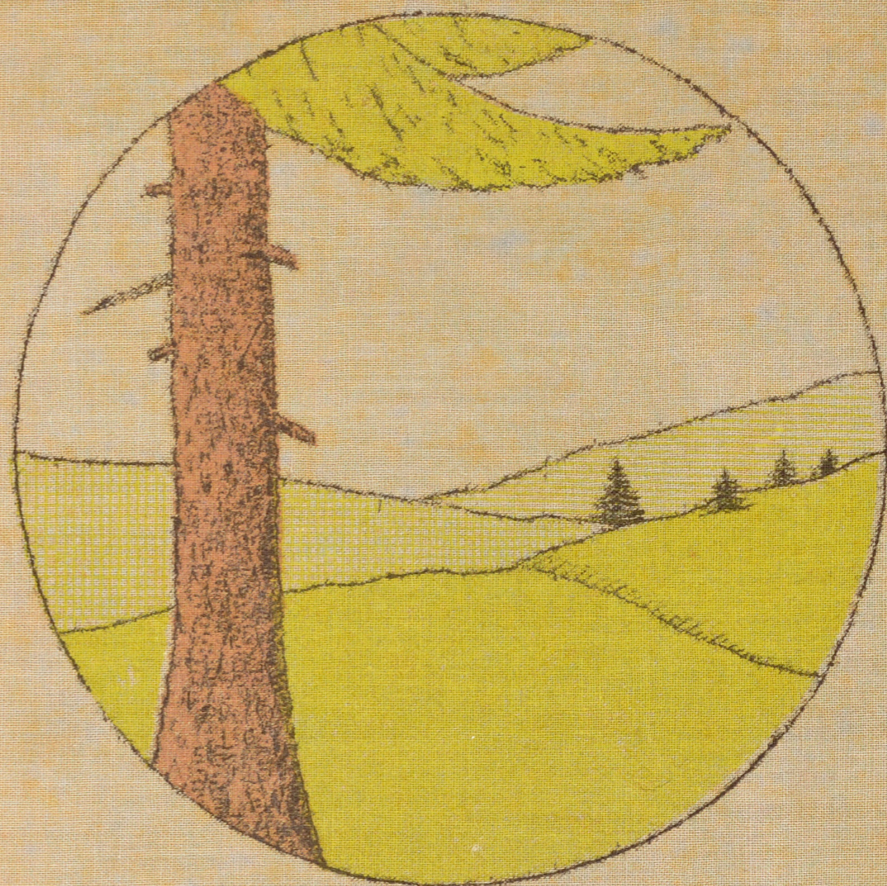
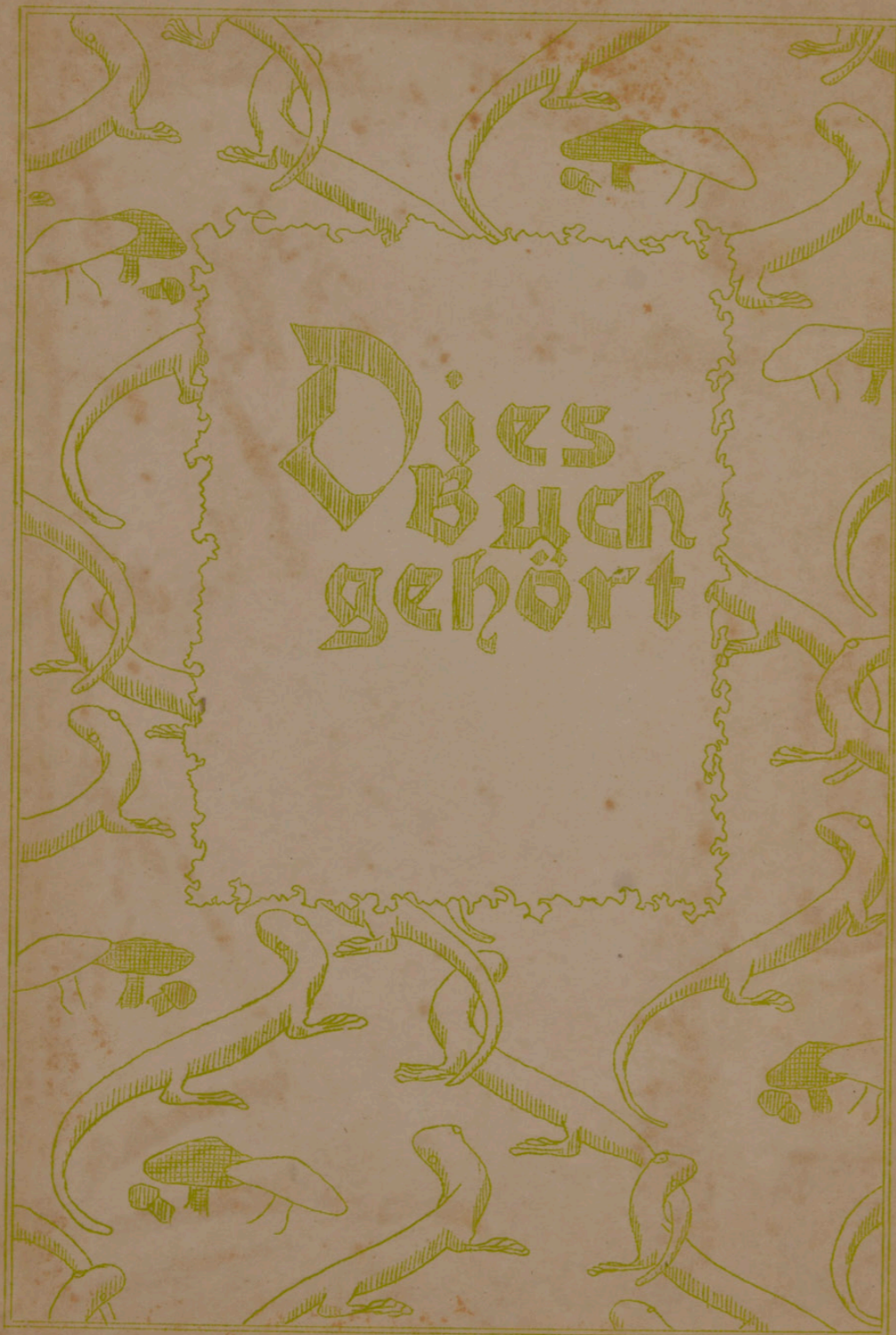


E. BEHR.



Drei Märchen



Drei Märchen.

Drei Märchen

von

E. Behr.



2. Auflage
5^{tes} bis 16^{tes} Hundert

Buchdruck und Schrift
von Gustav Möller. ☒☒☒☒
Zum Besten der Kriegsgefangenen
im Lager Bando (Japan)
in Schablonen-Druck gedruckt
☒☒ und gebunden. ☒☒
Alle Rechte vorbehalten. ☒

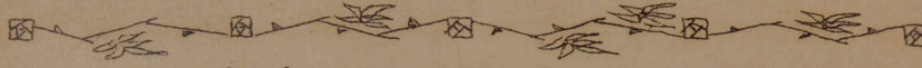
1 9 1 8



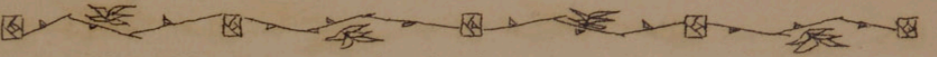
Hans Wunderlich im Schützengraben.

Wie ein treuer Jagdhund den
Tod seines Herrn rächte!

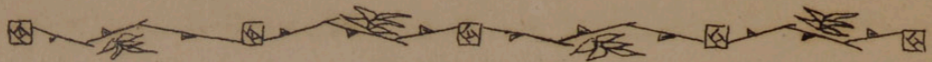
In einem kleinen Dorfe im Schwarzwalde lebte einst ein Förster mit seiner Frau und einem kleinen Sohne, der Hans hieß. Eines Tages wurde der Förster mitten im Walde von einem Wilddiebe überfallen und durch die Brust geschossen, sodaß er hinfiel und sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Da wäre er wohl elendig gestorben, ohne daß ihn jemand gefunden hätte, wäre nicht sein treuer Jagdhund Hektor mit ihm gewesen, der wütend auf den Wilddieb losging und ihn tief ins Bein biß. Und ehe der Wilderer sich von dem heftigen Schmerz erholt und sein Gewehr wieder geladen hatte, um auch dem Hunde den Garaus zu machen, war Hektor

4.  schon im Dickicht verschwunden. Er lief spornstreichs nach Hause und bellte vor der Thür seines Herrn so lange, bis die Leute auf sein sonderbares Wesen aufmerksam wurden und sich von ihm nach der Stelle im Walde hinführen ließen, wo der verwundete Förster lag. Dieser lebte zwar noch; aber als man ihn mit vieler Mühe nach Hause getragen hatte, verstarb er in den Armen seiner unglücklichen Gattin, ohne im Stande gewesen zu sein, den Namen des Mörders zu nennen.

Aber der Wilddieb sollte dennoch seiner Strafe nicht entgehen. Bald wurde bekannt, daß in einem Nachbardorfe ein Mann, der schon früher einmal wegen Wilddiebstahls ins Gefängnis gekommen war, von einem Hunde gebissen sei und im Bette liege. Wie das der Gendarm hörte, schöpfte er sofort Verdacht, ging zu dem Hause des kranken Holzhackers und nahm auch den Hund des verstorbenen Försters mit. Kaum waren sie über die Schwelle getreten, als auch Hektor schon wie toll auf den Mann losging, daß er in große Angst geriet und alsbald seine Missethat eingestand. Er wurde ins Gefängnis gesperrt und mußte sein Verbrechen später mit dem Tode büßen.

 5.
Wie Hans ein Tierfreund wurde!

Der treue Hektor wurde nun von der Försterswitwe bis zu seinem Tode in hohen Ehren gehalten und wie ein Kind des Hauses behandelt. Niemand durfte ihm etwas anhaben, und der kleine Hans machte ihn zu seinem liebsten Spielgefährten. Seine Mutter erzählte ihm so oft von der Treue und Klugheit des Hundes, daß er seinen vierbeinigen Freund immer mehr liebte und schätzte und ihn schließlich für ebenso klug und verständig hielt wie einen Menschen. Und dieses Gefühl der Achtung und Liebe übertrug er mit der Zeit auch auf alle anderen Tiere. Er tat keinem Tiere etwas zuleide und litt auch nicht, daß andere Dorfkinder Tiere quälten. Er konnte ganz böse werden, wenn ungezogene Jungen mit Steinen nach Hunden und Katzen warfen, und mancher von diesen holte sich von Hans eine tüchtige Tracht Prügel, wenn er garnicht auf seine wohlgemeinte Warnung hören wollte. Glücklicherweise war Hans einer der stärksten Jungen im Dorfe, und so bekamen sie alle Respekt vor ihm und achteten auf seine Worte. In allen anderen Dingen war aber Hans sehr gutmütig und zu den Menschen ebenso freundlich wie zu

6.  den Tieren, so daß ihn jeder mann gern mochte.

Zum Spielen hatte er aber nicht viel Lust; und wenn er nicht seiner Mutter im Haushalt oder auf dem Felde half, dann ging er am liebsten mit Hektor allein durch Wald und Flur und beobachtete die Tierwelt. Hektor und Hans verstanden einander so gut, daß es den Leuten im Dorfe fast unheimlich vorkam, wenn sie merkten, daß die beiden mit einander verkehrten, als wenn sie eine gemeinsame Sprache hätten. Und als der alte treue Hund endlich gestorben war, weinte Hans lange um ihn wie um einen Bruder und zog sich immer mehr vom Umgange mit seinen Altersgenossen zurück.

Mit Vorliebe ging er allein in den Wald und suchte trockenes Holz für seine arme Mutter. Dabei beobachtete er die Eichhörnchen, wie sie in den Zweigen der alten Tannen spielten, sah den Häschen zu, die in der Abenddämmerung aus dem Dickicht kamen, um am Waldrande saftige Gräser zu knabbern und versuchte, die Rehe an sich zu locken, wenn sie vorsichtig witternd zur Tränke am Bache zogen. Bald hatte er es soweit gebracht, daß die Tiere gar keine Scheu mehr vor ihm hatten und furchtlos in seiner Nähe spielten. Darüber verwunderten sich die Dorfbewohner auch



wieder sehr, und da er in allen Stücken so ganz anders war als die übrigen Kinder im Dorfe, so nannte man ihn allgemein „Hans Wunderlich“. Hans kümmerte sich nicht um diesen Spottnamen und wuchs allmählich zu einem stattlichen jungen Manne heran, der das kleine Ackerland seiner alten Mutter ganz allein zu bestellen verstand, sodaß sie sich keinen Knecht mehr zu halten brauchte und sich auf ihre alten Tage etwas pflegen konnte.

Wie Hans Soldat wurde!

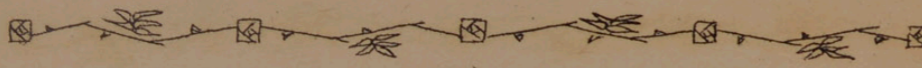
Da brach der große Krieg aus, und Hans meldete sich sofort als Freiwilliger zum Heere. Den Burschen im Dorfe kam es ganz spaßig vor, daß Hans Soldat werden sollte, der doch immer so friedfertig und gutmütig war. „Der kann ja nicht einmal einen Frosch totschiagen; wie soll er es wohl übers Herz bringen, auf Menschen zu schießen?“ spotteten sie; aber die alten Leute sagten: „Habt ihr denn schon vergessen, wie er euch früher die Jacken ausgeklopft hat, wenn ihr nach Katzen und Hunden mit Steinen warft? Hans wird schon seinen Mann stehen!“ - Seine Mutter aber gab ihm ihren Segen und ließ ihn mit Gottvertrauen in den Krieg ziehen.

Hans zeichnet sich als Patrouillenführer aus!

Es ging gegen Frankreich, und Hans galt bald für einen der besten und findigsten Soldaten seines Regiments. Mit seinem stillen, träumerischen Wesen war er zwar auch hier schnell als Hans Wunderlich bekannt; aber seine Kameraden wußten doch alle, daß sie sich in Not und Gefahr auf ihn verlassen konnten. Ganz besonders zeichnete er sich als Patrouillenführer aus, und im Argonner Waldgebirge war ihm bald jeder Weg und Steg auf Meilen im Umkreise bekannt. Und wenn sein Hauptmann eine besonders schwierige Erkundung ausgeführt haben wollte, bat Hans, allein auf Patrouille gehen zu dürfen. Dann schlich er sich tief in die Stellungen der Franzosen hinein, blieb fast den ganzen Tag oder die ganze Nacht weg, und wenn man ihn fast schon als verloren aufgegeben hatte, dann tauchte er plötzlich wieder auf, brachte die genauesten Auskünfte über die Stellungen des Feindes mit und dazu häufig noch ein paar Gefangene. Denn Hans tötete keinen Feind, den er gefangen nehmen konnte.

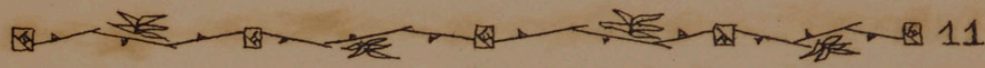
Hans war einer der ersten im Regiment, die sich auf diese Weise das Eisernes

Kreuz erwarben, und da er bei seinen Streifzügen immer vom Glück begünstigt war, so meinten einige abergläubische Leute, er verstehe sich unsichtbar zu machen. Hans lachte, als er dies hörte: „Ja, unsichtbar kann ich mich wohl machen,“ sagte er, „aber nicht so wie Siegfried mit seiner Tarnkappe, sondern mir helfen meine Freunde, die Tiere, mich vordem Feinden zu verbergen. Ich brauche nur meine lieben Vögel, Eichhörnchen, Hasen, und was sonst noch in Wald und Feld seine Heimat hat, zu beobachten, und dann weiß ich gleich, wo der Feind ist, und kann mich rechtzeitig verstecken, oder heranschleichen. Ich verstehe die Tiere; ich weiß ihre Bewegungen, ihre Lock- und Warnungsrufe zu deuten, und auch sie verstehen mich und wissen gleich, daß ich ihnen nichts Böses will. Wenn ich unten durch das Dickicht schleiche, dann spielen die Eichhörnchen über mir unbekümmert in den Baumwipfeln, passen aber dabei gut auf und warnen mich sofort, sobald andere Menschen in die Nähe kommen. — Mein Eisernes Kreuz hätte eigentlich der Fuchs verdient, der mir neulich den Weg durch die feindlichen Linien zeigte. Ich bin ihm nur nachgeschlichen, denn ich sagte mir: wenn du denselben Weg gehst wie der schlaue Fuchs, dann wirst du

10.  sicher nicht gleich den Franzosen in die Arme laufen. Und so war es denn auch. - Seht ihr, das ist das Geheimniß meiner Unsichtbarkeit! Macht euch die Tiere zu Freunden, dann seid ihr nie allein im Walde, sondern habt treue Kameraden und Wächter um euch herum!" - Da lachten seine Kameraden wieder und sagten: „Er ist und bleibt doch Hans Wunderlich.“

Wie Hans die Bekanntschaft eines Hündchens machte!

Eines Tages hatte das Regiment von unserem Hans eine neue Stellung im Walde eingenommen und einen Schützengraben ausgeworfen. Beim Graben stießen die Soldaten auf ein altes Gemäuer; und als Hans mit seiner Pickhaxe ein paar Steine davon losgemacht hatte, öffnete sich ein dunkler Raum, wie ein unterirdischer Keller. Ein Kamerad, der neben ihm arbeitete, rief: „Das ist ja famos! Da haben wir gleich einen bombensicheren Unterstand und brauchen uns keinen erst zu bauen.“ Mit diesen Worten drang er in das Kellerloch ein und bemerkte darin ein kleines Hündchen, das sich ängstlich in eine Ecke drückte. „Wie kommt denn das räudige Biest hierher?“ schrie der Mann und stach mit seinem Bajonett danach.

 11. Der arme Hund heulte laut auf, denn er war in das linke Vorderbein getroffen. Inzwischen war aber auch Hans in den Kellerraum getreten, sah das blutende und wimmernde Hündchen und riß seinen rohen Kameraden, der eben zu einem zweiten Stoße ausholte, mit einem gewaltigen Ruck zurück, sodaß er, so lang er war, im Schützengraben hinfiel.

In demselben Augenblick ging ein Pfeifen durch die Luft, gefolgt von einem furchtbaren Knall. Eine Granate war eingeschlagen, hatte den Kameraden in Stücke gerissen, und Hans war, ohne ernstlich verwundet zu sein, vom Luftdruck zur Seite geschleudert und ganz besinnungslos in das offene Kellerloch gefallen. Eine zweite Granate schlug ein und wühlte soviel Steine und Erde auf, daß der Eingang zu diesem unterirdischen Schlupfwinkel ganz verdeckt wurde.

Wie lange Hans in seiner Betäubung gelegen hatte, wußte er nicht. Aber als er wieder aufwachte, hörte er durch die Mauerpalte französische Stimmen, und da wurde ihm klar, daß die Franzosen inzwischen mit einem Sturmangriff den Graben erobert, aber ihn selbst in seinem Verstecke nicht

gefunden hatten. Es war finstere Nacht, und sehen konnte er nichts außer zwei leuchtenden Punkten, die sich dicht neben ihm hin und her bewegten. Erst wußte er gar nicht, was er von dieser Erscheinung halten sollte, bis auf einmal ein leises Wimmern an sein Ohr drang, und da erinnerte er sich des kleinen Hündchens, das er vor dem Bajonett eines rohen Kameraden gerettet hatte, und wußte nun auch, daß es bei ihm in der Kellerhöhle war. Er lockte das Hündchen an sich und war höchst erstaunt, als dasselbe plötzlich mit menschlicher Stimme antwortete: „Erschrick nicht über meine menschliche Stimme, denn ich bin früher auch einmal ein Mensch wie du gewesen. Du hast meinen Kerker geöffnet, in dem ich seit über hundert Jahren schmachte, und mich vor den Bajonetten deiner Kameraden beschützt. Dir danke ich Leben und Freiheit und bitte Gott, daß ich mich dafür werde erkenntlich zeigen können. Allerdings, solange ich ein armer, verhungertes Hund bleibe, werde ich dir wohl nicht viel nützen können.“ – „Aber wie bist du dazu gekommen, ein Hund zu werden und in diesem Keller zu leben?“ fragte Hans erstaunt. „Ja, das ist eine lange Geschichte,“ sagte das

Hündchen, „bitte höre sie aufmerksam an; vielleicht bist du dazu ausersehen, mir auch wieder zu meiner menschlichen Gestalt zu verhelfen.“

Die Geschichte des Hündchens!

„Vor mehr als hundert Jahren lebte hier in dieser Gegend ein stolzer französischer Graf mit seiner Gemahlin und seiner schönen Tochter von zwölf Jahren, namens Helene. Sie hatten ein schönes Schloß und viele Diener, Pferde und Hunde. Ich stamme aus dem Dorfe dort hinter den Bergen und war der Reitknecht des Grafen, der ihm immer auf der Jagd folgte und seine Tochter im Reiten unterrichtete. Das Leben auf dem Schlosse gefiel mir sehr gut, und der Graf wollte mich gerade zu seinem Jägermeister machen, als die Revolution ausbrach, die so vielen Grafen und Herren im Lande das Leben kosten sollte. Überall standen die Bauern auf, zerstörten und plünderten die Schlösser ihrer Herren, und wer von diesen nicht schnell die Flucht ergriff, wurde auf der Stelle ermordet oder nach Paris geschleppt, um auf offenem Marktplatze

mit der Guillotine hingerichtet zu werden.

Auch in unserem Dorfe erhoben sich die Bauern, aufgewiegelt durch den Schmied, einen bösen Gesellen, von dem es hieß, daß er ein Hexenmeister sei und schon manchen Menschen auf geheimnisvolle Weise ums Leben gebracht habe. Den Grafen haßte er, weil ihn dieser einmal beim Wildern gefaßt und zur Strafe hatte auspeitschen lassen. — Der Schmied stachelte also die Leute auf, kam im Dunkel der Nacht mit seiner Bande herangeschlichen und brach von allen Seiten in das Schloß ein. Ein paar alte Diener, die dem Grafen die Treue bewahrten, wurden schnell niedergestochen, und so wäre es der gräflichen Familie und mir auch ergangen, wenn wir uns nicht durch einen unterirdischen Gang ins Freie gerettet hätten. Wir liefen durch den Park bis an diesen Platz, wo damals ein hübsches Gartenhaus stand.

Leider aber wähten wir uns hier zu früh geborgen. Mit Bluthunden hatten der Schmied und einige seiner Gesellen unsere Spur im Park verfolgt, und ehe wir es uns versahen, waren sie uns nachgekommen und hieben mit Sensen

und Äxten auf uns ein, sodaß der Graf und seine Frau gar bald in ihrem Blute lagen. Nur mir gelang es in der allgemeinen Verwirrung, die kleine blonde Gräfin-tochter auf den Arm zu nehmen und mich mit ihr über die Parkmauer zu schwingen. Im Walde liefen wir weiter, doch waren die Hunde auch hier bald auf unseren Fersen. Ein Entrinnen für uns beide war unmöglich, und so war ich nur darauf bedacht, wenigstens die kleine Helene zu retten. Schnell trug ich sie durch einen Bach und sagte ihr, sie müsse nun allein durch Wald und Feld wandern und Gott bitten, daß er sie zu barmherzigen Leuten leiten möge. Ich selbst watete wieder durch den Bach zu derselben Stelle zurück, von der ich ins Wasser gestiegen war, und lief aus Leibeskräften am Ufer entlang, bis die Hunde mich eingeholt hatten. Daß ich in der Zwischenzeit das Kind am Ufer abgesetzt hatte, war von niemandem bemerkt worden, und der Schmied hätte mich am liebsten gleich vor Wut totgeschlagen, als er mich allein sah. Aber ein paar seiner Spießgesellen, mit denen ich als Junge im Dorf zusammen aufgewachsen war, legten sich ins

Mittel und nahmen ihm das Versprechen ab, daß er mich nicht töten würde. Mirrißer sagte er zu, führte mich aber sogleich nach dem Gartenhaus zurück, um mich noch weiter wegen der verschwundenen Grafentochter zu verhören. Er glaubte nämlich immer noch, daß ich sie in der Nähe versteckt hielte. Allein ich blieb standhaft und verriet gar nichts, so sehr er auch drohte. Da wurde der Schmied furchtbar wütend, und seine Augen funkelten wie die eines Raubtieres. „Elender Wurm,“ schrie er mich an, „zwar habe ich versprochen, dir das Leben zu lassen, aber meiner Rache sollst du dennoch nicht entgehen. Nicht ohne Grund nennt man mich einen Hexenmeister; jetzt sollst du erfahren, was meine schwarze Kunst vermag. Wie ein Hund hast du an deinem stolzen Grafen gehangen. Deshalb will ich dich in einen Hund verwandeln, und dein Lebtage sollst du im Keller dieses Gartenhauses schmachten. Der Graf und die Gräfin liegen hier verscharrt, und da wirst du dich gewiß freuen, daß du als Hund ihre Gräber bewachen darfst“, fügte er spottend hinzu. – „Aber darf ich denn nie wieder aus diesem Keller heraus?“ rief ich flehend. „Du

hast doch versprochen, mir das Leben zu schenken, dann darfst du mich doch nicht elend verhungern lassen!“ „Nun ja, du hast recht!“ spottete der Schmied. Ich will gnädig sein. Also höre zu: hier ist ein Pulver, an dem brauchst du nur einmal im Jahre zu lecken, dann wirst du nicht verhungern. Und wenn dich einmal ein einfacher Bauernsohn aus deinem Gefängnis befreien sollte und eine Tochter aus deinem gräflichen Hause ihn zum Dank dafür heiratet, dann kannst du meinetwegen auch wieder ein Mensch werden. Also, viel Glück!“ grinste er höhnisch, und ehe ich mich's versah, war ich in ein kleines Hündchen verwandelt und in diesen feuchten Keller eingeschlossen. Das Gartenhaus selbst wurde zerstört, und bald waren Gras und Bäume über die Ruinen gewachsen, sodaß niemand mehr wußte, wo es gestanden hatte. Du bist der erste, der Licht in meinen Keller gebracht hat. Wollte Gott, du könntest mir auch meine menschliche Gestalt wiederbringen! Fürs erste laß uns aber an deine Rettung denken. Dein Versteck ist noch nicht ent-

deckt worden, weil die Granaten den Eingang verschüttet haben. Solange es noch Nacht ist, mußt du die Steine wieder zur Seite räumen, damit wir hinaus können. Ich werde dich dann zu deinem Regimente zurückführen."

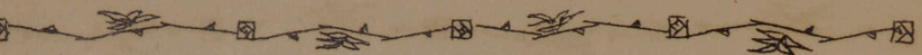
"O, wenn du das könntest," sagte Hans erfreut, "wie dankbar würde ich dir sein. Denn ich möchte noch gar zu gern weiter für mein Vaterland kämpfen und nicht untätig in Gefangenschaft schmachten." "Nun, damit soll's keine Not haben!" sagte das Hündchen; Hans räumte die Steine zur Seite, und bald waren sie im Freien und schlichen sich an den verschlafenen französischen Posten vorbei, die in der Dunkelheit Hans für einen Kameraden hielten.

Wie Hans zu seinem Regimente zurückkehrte!

Als Hans und das Hündchen aus dem feindlichen Schützengraben heraus waren, verbargen sie sich schnell im nahen Walde, und das Hündchen führte ihn alsbald sicher auf Schleiwegen zu seiner Truppe zurück. Da war großes Erstaunen über seine

glückliche Rückkehr, und Hans wurde von allen Seiten bestürmt, zu erzählen, wie ihm seine Rettung und Befreiung gelungen sei. Hans aber sagte: „Das will ich euch alles später erzählen; jetzt wollen wir uns erst einmal beilegen, daß wir den verlorenen Schützengraben vor Tagesanbruch wiedergewinnen.“ Und er meldete sich sogleich bei seinem Hauptmann und beschrieb ihm ganz genau, wie man sich unemerkt an den Graben heranschleichen könne. Der Hauptmann meldete die Sache seinem Obersten, und dieser befahl sofort den Angriff. Hans führte die erste Sturmkolonne auf dem Wege, den ihn das Hündchen gezeigt hatte, lautlos an den feindlichen Graben heran. Dann ging es mit Hurrah! drauflos, und ehe die überraschten Franzosen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, waren die Deutschen auch schon im Graben und nahmen die ganze Besatzung gefangen.

Der Oberst freute sich sehr über den glücklichen Ausgang des Kampfes, ließ Hans vor sich treten und sagte: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn.

20. 

Da du schon das Eisenerne Kreuz zweiter Klasse hast, so will ich dafür sorgen, daß du jetzt auch die Erste Klasse bekommst. Nun erzähl einmal, wie du dich gestern gerettet und den Schleichweg entdeckt hast." Hans stand stramm vor seinem Obersten, konnte aber kein Wort aus seinem Munde herausbringen. Eine Kopfwunde, die er sich beim Sturze in den Keller zugezogen hatte, schmerzte ihn immermehr. Ihm wurde plötzlich ganz schwarz vor den Augen, er fing an zu schwanken, und, ohne einen Laut von sich zu geben, fiel er ohnmächtig seinem Obersten zu Füßen. Das Hündchen war schon vorher verschwunden, gleich nachdem es Hans zu den Seinen zurückgeführt hatte, und so war niemand da, der über den Hergang zu berichten wußte.

Hans im Lazarett hinter der Front!

Als Hans erwachte und wieder zu Bewußtsein gekommen war, lag er in einem weichen, weißen Bette und in einem hellen, freundlichen Saal, und eine Krankenschwester



beugte sich über ihn und lächelte ihn an. Er wollte sie fragen, wie er an diesen Ort gekommen sei, aber sie bedeutete ihm, zu schweigen und still zu liegen. Hans war auch so müde, daß er nach wenigen Minuten wieder einschlief, und dann träumte er bald von der hübschen, blonden Krankenschwester, bald von seinem letzten Sturmangriff, bald von dem sprechenden Hündchen im Kellerloche. — Als er zum zweiten Male aufwachte, waren seine Gedanken schon etwas klarer. Er erinnerte sich der letzten Stunden vor seiner Erkrankung; er sah sich wieder vor seinem Obersten stehen, der ihn fragte, wie er sich aus dem französischen Graben gerettet habe. Ja und — auf diese Frage hatte er nicht mehr geantwortet; also mußte ihn in dem Augenblicke wohl die Ohnmacht befallen haben, der er seinen Aufenthalt im Lazarett verdankte.

Es drängte ihn danach, sein merkwürdiges Abenteuer jemandem zu erzählen. Gewiß würde die freundliche, blonde Schwester Gefallen daran finden. Also, als diese bald darauf mit einem Krankensüppchen an sein Bett trat, faßte

er sich Mut und fing an, ihr von dem Hündchen zu erzählen. Eine Weile hörte sie ihm ruhig zu; als er aber dazu kam, zu erzählen, daß das Hündchen wie ein Mensch gesprochen habe, da wurde sie plötzlich sehr ernst, legte ihm die Hand auf den Mund und berichtete dem Arzte, der Kranke habe leider einen Rückfall in sein Nervenfieber bekommen und phantasiere lauter ungereimtes Zeug. Hans mußte ein Pulver zu seiner Beruhigung schlucken und durfte die nächsten Tage kein Wort reden.

Noch mehrere Male versuchte er später, von seinem Erlebnis mit dem Hündchen zu sprechen, aber Schwester Helene, so hieß sie mit Namen, verwies es ihm jedesmal sehr ernstlich. „Ich bin neulich vom Arzte gescholten worden, daß ich mit Euch zuviel geredet und Euch dadurch einen Rückfall eingetragen habe,“ sagte sie; „also, wenn ihr nicht ganz allein gelassen sein wollt, so redet nur vernünftiges Zeug!“ – Da mußte sich Hans fügen, und er erzählte ihr statt dessen von seiner Heimat und seiner Mutter. Und auch die Schwester erzählte ihm von ihrem Heimatdort am schönen Rhein, wo sie ihre ganze Jugend als Tochter des Schullehrers zugebracht hätte. Ihre Eltern wären

leider schon lange tot, und sie stände als Waise ganz allein in der Welt.

Da faßte Hans zu ihr eine große Liebe und ein großes Mitleid, und er wollte sie am liebsten gleich fragen, ob sie nicht seine Frau werden wolle, auf daß sie nicht mehr so einsam durchs Leben wandern brauche. Aber jedesmal, wenn er sie zu fragen gedachte, mußte er an das arme Hündchen denken, daß ihn aus der Gefangenschaft gerettet hatte und gern wieder ein Mensch werden wollte, und so schwieg er still.

Eines Tages aber, als sich Schwester Helene über ihn beugte, um ihm Medizin zu reichen, löste sich ein Medaillon von dem goldenen Kettchen, das sie um den Hals trug, und fiel Hans gerade auf die Bettdecke. Hans nahm es auf und sah in dem Medaillon ein kleines gemaltes Bildchen von einem schönen jungen Mädchen mit blondem Haar.

„Das ist ein schönes Bild von Euch, Schwester Helene,“ sagte Hans, nachdem er es lange betrachtet hatte. „Ja, ähnlich sieht es mir wohl,“ lachte Helene, „aber dennoch ist es nicht mein Bild, sondern das meiner Ur-Urgroßmutter, und damit hat es

eine besondere Bewandnis. Laßt mich die Geschichte erzählen!"

Die Erzählung der Schwester Helene!

„Es ist schon über hundert Jahre her,“ hieß sie an, „zur Zeit der großen französischen Revolution, da erschien eines Tages in meinem Heimdorfe ein kleines Mädchen von vielleicht zwölf Jahren. Ihre Kleider waren von Dornen so zerissen, daß ihr nur noch ein paar Fetzen am Leibe hingen; wir häng ihr das lange Haar um den Kopf, und ein Ausdruck von Furcht und Entsetzen spiegelte sich in ihren Augen. Von Hunger und Durst erschöpft brach sie am Wege zusammen und wurde in das Haus des Lehrers getragen, wo sie lange Wochen in wilden Fieberträumen lag, sodaß man fast an ihrem Aufkommen zweifelte. Im Fieberwahn schrie sie immer in fürchterlicher Angst auf und redete unverständliche Worte in französischer Sprache. Niemand wußte, woher sie kam, und sie trug auch kein Erkennungszeichen an sich, bis auf ein goldenes Kettchen um den Hals mit dem Me-

daillon daran, das Ihr jetzt in der Hand haltet.“

„Als sie endlich wieder genas, da schien ihr ganzes früheres Leben wie ein böser Traum hinter ihr zu liegen. Sie nannte sich Helene, aber wenn man weiter nach ihrer Vergangenheit forschte, dann wurde sie wieder so ängstlich und unruhig, daß ihre braven Pflegeeltern, das Schullehrerpaar, befürchteten, sie möchte wieder erkranken. Und so ließ man sie in Ruhe, und sie wuchs heran, als wäre sie die richtige Tochter der guten Leute. Wahrscheinlich gehörte sie zu den vielen Flüchtlingen, die zur Zeit der französischen Revolution aus ihrer Heimat fliehen mußten. Vielleicht wurden die Eltern auf der Flucht ermordet, und nur das arme Kind erreichte, von Entsetzen, Angst und Hunger bis zum Wahnsinn getrieben, unser deutsches Land. - Dies ist die Geschichte meiner Urahne und ihres Bildes. Nach ihr wurde ich Helene getauft.“

Wie Hans und Helene Mann und Frau wurden!

Hans hatte ruhig und sinnend zugehört. Als sie geendet hatte, faßte er ihre Hand und sagte zärtlich: „Schon lange

habe ich dich innig lieb, Schwester Helene, und wollte dich fragen, ob du mich nicht auch ein bißchen lieb hast und meine Frau werden willst. Aber der Gedanke an mein Hündchen im Schützengraben hielt mich immer zurück. Doch jetzt, wo ich weiß, daß deine Vorfahren in Frankreich gelebt haben und auch deine Urahne Helene hieß, fühle ich mich frei, um deine Hand zu werben. Wenn du erst die Geschichte von meinem Hündchen kennst, dann wirst du auch verstehen, wie ich dies meine." Helene sah ihn beglückt an, als er von seiner Liebe zu ihr sprach; aber als er das Hündchen erwähnte, wurde sie traurig, denn sie glaubte, seine Krankheit sei noch immer nicht geheilt. Er aber bat sie inständig, doch nur einmal ruhig zuzuhören, er wolle dann auch nie wieder davon sprechen. Da ließ sie sich endlich bereden und hörte still zu, wie er ihr die ganze Geschichte erzählte und zuletzt hinzufügte, die Helene, die in Lumpen aus Frankreich gekommen sei, wäre gewiß dieselbe, von der ihm das Hündchen gesprochen habe, und wenn er jetzt die Urenkelin zur Frau bekäme, dann würde auch das Hündchen wieder ein Mensch werden können.

Da sagte Helene: „Ich bin dir dankbar, daß du dich eines armen Hundes angenommen hast; denn auch ich liebe die Tiere, und wer zu ihnen gut ist, ist auch sonst ein guter Mensch. Darum will ich gern deine Frau werden. Aber laß uns von deinem Erlebnis im Schützengraben schweigen, wie du es versprochen hast, denn es wird sich wohl nie aufklären lassen, wieviel daran wahr ist, und wieviel du im Nervenfieber dazu geträumt hast.“ „Gut“, sagte Hans, indem er ihr einen herzhaften Kuß gab, „ich will nicht mehr davon sprechen, aber dafür mußt du mich auch sofort heiraten, wenn ich das Lazarett verlasse; denn ich glaube nun einmal an mein Hündchen und denke, es wird wieder ein Mensch werden, sobald wir beide verheiratet sind.“ Und so wurden die beiden glücklichen Menschenkinder schon nach ein paar Tagen durch den Divisionspfarrer getraut. Hans kehrte an die Front zurück, und Helene widmete sich weiter ihrem Amte als Pflegerin.

Wie das Hündchen wieder
in seine Heimat kommt!

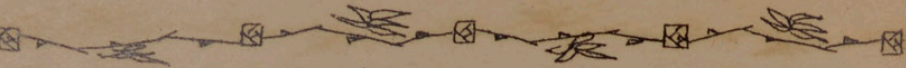
An demselben Tage, an welchem
an Helene und Hans die Kriegstraueung

im Feldlazarett vollzogen worden war, schritt ein junger Mann durch ein französisches Dorf im Argonner Walde und sah sich neugierig nach allen Seiten um. Sein Anzug war altmodisch, als stamme er aus einem früheren Jahrhundert, und den linken Arm trug er in einer Binde. Ein paar Bauern, die auf der Straße standen, begrüßten ihn und riefen: „Hallo! Da ist ja der junge Martin, der als Kind mit seinen Eltern nach Amerika ausgewanderte; man erkennt ihn gleich an der Ähnlichkeit. Du bist wohl herüber gekommen, um für dein altes Vaterland zu kämpfen? Das ist brav! Aber seht nur, was für komische Kleider man in Amerika trägt!“ „Nein“, sagte ein anderer Bauer, „unser junger Freund kommt ja schon aus dem Felde. Seht ihr nicht, daß er am Arme verwundet ist?“ – Der junge Mann besann sich eine Weile, dann sagte er langsam: „Martin heiße ich allerdings, aber ich komme weder aus Amerika, noch bin ich als Soldat im Felde gewesen. Den Bajonettstich versetzte mir ein preußischer Soldat, als ich ein Hündchen war und in einem Keller saß, in dem ich über hundert Jahre ge-



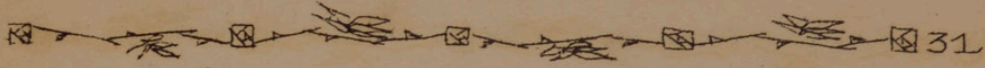
schmächtet habe. „Ha! Ha! Ha!“ lachten die Bauern. „Dich hat das Trommelfeuer der Preußen wohl etwas verrückt gemacht?“ „Trommelfeuer war vielleicht garnicht nötig“, spottete ein anderer. „Die Martins waren ja alle nicht ganz richtig im Oberstübchen. Ihr kennt doch noch alle den alten Martin, den Großvater von diesem jungen Manne hier, der immer die gruselige Geschichte von dem Schmied erzählte, der auf dem Totenbette gestanden haben soll, daß er in der Revolutionszeit einen Martin in einen Hund verwandelt habe!“ – „Dieser verwunschene Martin bin ich ja gerade!“ beteuerte der junge Mann. Aber die Bauern lachten nur noch mehr und glaubten ihm kein Wort.

Im übrigen behandelten sie den jungen Mann recht freundlich und gaben ihm das kleine Haus und das Weingut, das die Familie Martin, deren letzter Vertreter vor ein paar Jahren gestorben war, besessen hatte. Martin bebaute nun still seinen Acker und pflanzte Reben auf dem Weinberge. Die Leute hatten ihn gern wegen seines fleißigen, ruhigen Wesens, nur

30.  hinter seinem Rücken machten sie sich manchmal über ihn lustig und nannten ihn scherzend: „Martin das Hündchen.“

Wie Hans mit seiner jungen Frau nach Hause kommt!

Unser Freund Hans war wieder an die Front gegangen, wo er noch manche kühne Tat vollbrachte und als Patrouillenführer berühmt wurde. Endlich kam der Friede, und Hans konnte sich seine junge Frau, die Krankenschwester, aus dem Lazarett abholen, um frohgemut mit ihr nach seinem Heimatsdorfe zu fahren. Da war nun seine alte Mutter inzwischen gestorben, weil der Krieg gar so lange gedauert hatte, Haus und Hof waren vernachlässigt, und die beiden jungen Eheleute mußten hart arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Aber die Nachbarn, die stolz darauf waren, daß einer aus ihrer Mitte das Eisene Kreuz Erster Klasse und noch manch andere Auszeichnungen erhalten hatte, gingen ihnen hilfreich zur Hand. Der eine schenkte ihnen ein paar Hühner, ein anderer

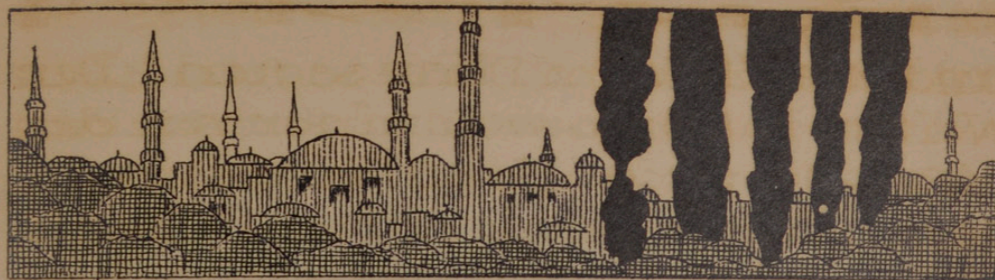
 31 ein kleines Ferkel, ein dritter etwas Saatkorn, ein vierter ließ ihnen einen Oesen zum Pflügen, und so kamen sie glücklich über die erste Not hinweg. Aber es tat Hans leid, daß er all diese Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft in seiner Armut garnicht erwidern konnte, und das betrückte ihn nicht wenig.

Wie „Martin das Hündchen“ seinen Dank abstattet!

Da kam eines Tages ein Wagen vor Hans' Tür gefahren; darauf lagen drei Fässer Wein. Die waren aus Frankreich gekommen, und auf dem Frachtbriefe stand als Absender der Name „Martin das Hündchen.“ Da war große Freude bei Hans, und er wollte gleich allen Leuten die Geschichte von dem Hündchen erzählen. Aber seine Frau hielt ihn zurück und sagte: „Dich nennen die Leute hier seit deiner Kindheit „Hans Wunderlich“, und wenn du ihnen jetzt so eine wunderliche Geschichte erzählst, so werden sie dir doch nicht glauben, und du erntest nur Spott.“ Also schwieg Hans, und

und die Leute im Dorfe sagten: „Den Wein wird ihm wohl einer von den vielen Franzosen geschickt haben, denen er das Leben geschenkt hat, indem er sie zu Gefangenen machte. Es bringt doch Segen, wenn man immer an Menschen und Tieren Barmherzigkeit übt.“

Hans aber nahm das eine Faß und verteilte seinen Inhalt unter alle die Freunde, die ihm und seiner Frau in der Not geholfen hatten. Da war große Freude und Lustigkeit im ganzen Dorfe. Die beiden anderen Fässer aber verkaufte er in der Stadt und benutzte das Geld, um sich zwei Kühe und Ackergerät anzuschaffen. Und von der Zeit an ging es ihm gut, und er lebte noch viele Jahre mit seiner Frau in Glück und Frieden.



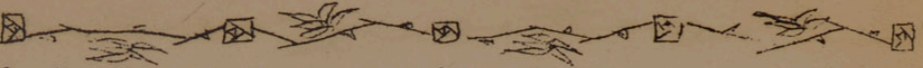
Der Glückstaler.

Klein Lieschen hatte zu ihrem Geburtstage von Onkel Wilhelm einen blanken Taler geschenkt bekommen und freute sich sehr darüber, weil er so hell glänzte, wie sie noch keinen gesehen hatte. Ich glaube, der gute Onkel hatte ihn selber tüchtig geputzt, damit er recht schön blinken sollte. – Die Mutter wollte den Taler am nächsten Tage für Klein-Lieschen auf die Sparkasse bringen, aber Klein-Lieschen weinte und bettelte, bis ihr gestattet wurde, ihn zu behalten und damit in der Stube zu spielen. Mit auf die Straße nehmen durfte sie ihn nicht, da er da ja leicht verloren gehen konnte. – Dabei blieb es denn auch eine Zeitlang. Klein Lieschen spielte

mit ihrem Taler im Hause und kratzte mit dem Federmesser ihres älteren Bruders ein großes „L“ auf eine seiner beiden Seiten, gerade auf die Backe des eingepprägten Königskopfes. Sie war ganz stolz auf diese Leistung, und auch der Taler verzog bei dieser Operation nur leicht das Gesicht, dann strahlte er wieder mit Klein-Lieschens hellen Augen um die Wette. Der Onkel hatte gesagt, er solle ein Glückstaler für Klein-Lieschen werden, und um Klein-Lieschen glücklich zu machen, dachte er, müsse er sich von ihr wohl schon ein paar Kratzer gefallen lassen. - Eines Tages aber war es mit dem glücklichen Kinderspiel vorbei: Klein-Lieschen hatte ihren Taler mit auf die Wiese zum Spielen genommen, und da war er ihr aus der Tasche gefallen. - Sie weinte bitterlich und bekam oben-drein noch tüchtige Schelte von ihrer Mutter, aber der Taler kam deshalb nicht wieder zum Vorschein, sondern lag frierend draußen im nassen Grase.

Lange sollte er aber damit bleiben. Schon am nächsten Morgen kam pfeifend ein wandernder Handwerksbursche daher und entdeckte den Taler.

„Das nenne ich Glück!“ rief der erfreut aus. „Gut, daß ich früh aufgestanden bin und als erster diesen Weg komme, denn der Taler blinkt ja so hell, daß ihn eine blinde Frau mit dem Krückstock finden müßte, wenn sie hier vorbeigehumpelt wäre. Du sollst mein Glückstaler sein!“ - Damit nahm er ihn von der Erde auf, warf ihn mit einem Juchzer hoch in die Luft und fing ihn mit seiner Mütze geschickt wieder auf. Als er ihn näher betrachtete, bemerkte er das L, das Klein-Lieschen auf die Bildseite gekratzt hatte, und meinte: „Gut, daß dich schon jemand gezeichnet hat. Dann kenne ich dich wenigstens und gelobe dir nicht mit anderen Talern zusammen aus.“ Damit steckte er ihn in seine Tasche, und unser Taler konnte nun über sein neues Schicksal nachdenken. Die Schürzen-tasche war allerdings freundlicher gewesen als die Hosentasche des Handwerksburschen, aber der Taler dachte: „Wenn man auf Reisen geht, kann man es eben nicht so bequem haben wie zu Hause, und ich wollte doch so gern einmal in die große Welt hinaus. Mein neuer Herr hat mich ja auch gleich einen Glückstaler genannt und versprochen, mich in Ehren zu halten; also muß ich wohl



 zufrieden sein.

In der Hosentasche des Burschen sah der Taler allerdings nicht viel von der Welt. Er freute sich nur, wenn alle Tage ein paar schmierige Kupfer- und Nickelmünzen, die neben ihm in der Tasche wohnten, auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Das war nämlich, wenn sich der Bursche etwas zu essen oder zu trinken kaufte oder sein Nachtquartier bezahlte. Neue Münzen kamen selten herein, denn der Handwerksbursche, der ein Schuster war, wanderte gerade durch eine arme Heidegegend, wo es wenig zu verdienen gab. Eines schönen Tages hatte er außer dem Taler keinen Heller mehr in der Tasche, und sein letztes Stückchen Brot war auch schon aufgegessen. Halbverschmachtet kam er endlich in ein großes Dorf und sprach bei dem Dorfschuster vor, ob er nicht einen Gesellen gebrauchen könne. - Der Meister war aber ein hartherziger, geiziger Mann, der die Not des Burschen ausnutzen wollte. „Arbeit habe ich schon für dich“, sagte er, „aber die Zeiten sind schlecht“;



37.
außer Quartier und Kost kann ich dir keinen Lohn zahlen. Willst du damit nicht zufrieden sein, so kannst du ja weiter wandern und auf der Landstraße verhungern." Der Geselle ärgerete sich nicht wenig über den alten Geizhals und hätte schon beinahe das schmählische Angebot angenommen, als er zufällig den Taler in seiner Tasche fühlte. Da kam ihm ein rettender Gedanke. - Blitzschnell zog er den Taler hervor, warf ihn in die Luft, ließ ihn geschickt wieder auf und ließ ihn gleich wieder in der Tasche verschwinden. Dann sagte er gleichgültig: „Schönen Dank, Meister! Aber solange mir noch die Taler in der Tasche springen, brauche ich nicht ohne Lohn zu arbeiten und auch nicht zu hungern." Da zog der geizige Meister ein schiefes Gesicht, und da er wirklich einen Gesellen nötig hatte, so bequemte er sich, dem Burschen einen guten Lohn zuzusagen. „Das haben wir beide gut gemacht," dachte der Taler. Und noch mehr freute er sich, als sich der Geselle bald darauf mit der Tochter des Meisters verlobte

und selbst ein rechtschaffener Meister wurde.

Vor der Hochzeit ging unser Bursche mit seiner Braut zur nächsten Stadt, um ihr einen hübschen, goldenen Ring zu kaufen; dabei sagte er zum Taler: „Auf der Wanderschaft habe ich dich gefunden, auf der Wanderschaft hast du mir Glück gebracht! Nun, wo ich selbst seßhaft werden will, ist es nur recht und billig, daß ich dich weiter auf die Wanderschaft schicke, damit du auch noch anderen Leuten Glück bringst!“ Mit diesen Worten legte er dem Goldschmied den Glückstaler auf den Ladentisch und steckte seiner Braut den gekauften Ring an den Finger. Er zeigte noch dem Goldschmied das eingekratzte L und ging dann fröhlich seiner Wege.

In dem Augenblicke wurde der Goldschmied einmal von seiner Frau nach der Küche gerufen, um einen frischgebackenen Kuchen zu kosten; und als er wieder in den Laden zurückkam, war der Taler verschwunden und mit ihm eine ganze Handvoll goldener Ringe. Ein Dieb hatte sich nämlich inzwischen hereingeschlichen und den unbewachten

Augenblick benutzt, die schönen Dinger auf dem Ladentische in seiner Tasche verschwinden zu lassen. - Der Goldschmied lief eiligst zur Polizei und klagte auch allen seinen Freunden seine Not, wobei er nicht unterließ, den blanken Taler mit dem eingekratzten L zu erwähnen, aber vorläufig war von dem Diebe keine Spur zu entdecken.

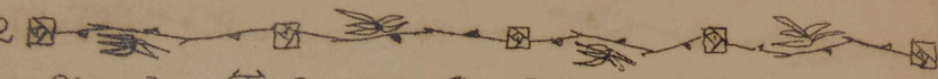
Am folgenden Sonntage war ein großes Tanzvergnügen im Wirtshaus „Zur Grünen Tanne“, wozu viele junge Burschen und Mädchen herbeikamen, um tüchtig das Tanzbein zu schwingen. Besonders tat sich dabei ein fremder Geselle hervor, der übermäßig lustig war und bald einen ganzen Kreis junger Leute um sich versammelte, die er freigebig mit Bier traktierte. Als es ans Bezahlen ging, warf er protzig einen blanken Taler auf den Tisch. Der Wirt nahm das Geldstück in die Hand, und da ihm das Wesen des jungen Mannes etwas verdächtig vorkam, so sah er es sich etwas genauer an und entdeckte darauf Klein-Lieschens L, von dem ihm schon sein Freund, der Goldschmied, erzählt hatte. Na! - da dauerte es nicht lange, so war der Bursche festge -

nommen und als Dieb erkannt, denn in seinen Taschen fand man alle die Ringe wieder, die dem Goldschmied gestohlen waren. Der Dieb wanderte ins Gefängnis, der Wirt behielt den Taler und erhielt von dem Goldschmied noch eine gute Belohnung dazu, weil er ihm durch seine Schlaubeit wieder zu seinem Eigentum verholfen hatte. Der Taler aber dachte im Stillen: „Ihr dummen Menschen, was hättet ihr ohne mich wohl ausgerichtet!“ Und dabei glänzte er vor Befriedigung noch mehr als zuvor.

Beim Wirt hielt es der Taler aber nicht lange aus. Der Wirt wollte sich nämlich ein Pferd anschaffen und kaufte sich ein solches von durchreisenden Zigeunern für fünfundzwanzig Taler. Da mußte denn unser Glückstaler mit vierundzwanzig Genossen in die Tasche des Zigeuner-Hauptmanns wandern. Das gefiel ihm eigentlich garnicht, denn er war bisher immer vornehm allein gereist und dankte sich viel besser als die gewöhnlichen Taler. Doch es sollte bald anders kommen. Der Zigeuner-Hauptmann war nämlich ein ganz wohlhabender Mann und trug eine schöne rote Weste, die anstelle

der Knöpfe mit sechs blanken Talern verziert war. Da nun aber unser Glückstaler so viel heller blinkte als alle anderen, so schnitt der Zigeuner den obersten Taler an seiner Weste einfach ab und ließ sich von seiner Frau den Glückstaler dafür anhaben.

Das war eine Freude für unseren Taler, denn jetzt konnte er sich die Welt nach Herzenslust ansehen und sich von den Leuten bewundern lassen. Und was bekam er nicht alles zu sehen! – Im ganzen Deutschen Reiche wanderten die Zigeuner mit ihren Planwagen und Pferden umher, zogen von einem Jahrmarkte zum andern, handelten mit Pferden, flickten Kessel oder betrogen einfältige, abergläubische Narren mit Wahrsagen. Auch manchen Diebstahl verübten sie, und wenn die Polizei allzu scharf hinter ihnen her war, dann verschwanden sie wohl auf Wochen in tiefen Wäldern, wo Wölfe und Füchse heulten. Hier ruhten sie sich aus an ihren Lagerfeuern, schliefen, spielten, tranken, tanzten und musizierten, bis sie der Hunger wieder auf die Wanderschaft trieb. – Aber auch böse Abenteuer

42 
mußte der Taler miterleben. Gariant
selten geschahes, daß die Zigeuner un-
ter sich in Streit geriethen, wenn sie vom
Weine berauscht waren. Dann zogen sie
wohl ihre Messer und stachen aufeinan-
der los, daß Blut floß. Ja einmal geschah
es sogar, daß nach einem solchen Kampfe
ein Zigeuner tot liegen blieb und von
seinen Genossen im Walde verscharrt
wurde. — Da fürchtete sich der Taler
und wünschte, bald aus dieser wilden
Gesellschaft heraus zu kommen.

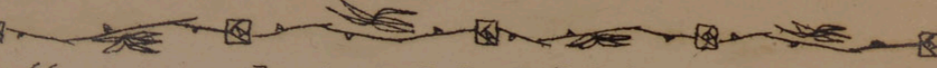
Die Zigeuner zogen indessen
immer weiter, wanderten durch Schle-
sien und Böhmen und gelangten
schließlich nach Ungarn, ihrer alten
Heimat, wo viele ihrer Stammesgenos-
sen wohnen. Da wurden sie eines Tages
an der rumänischen Grenze von Zoll-
wächtern beim Schmuggeln
überrascht. Es setzte einen erbitterten
Kampf, wobei der Räuberhauptmann
einen Schuß vor die Brust erhielt. Die
Kugel verwundete ihn aber nicht, son-
dern prallte an dem Taler oben an der
roten Weste ab, und der Hauptmann
konnte sich in den Wald retten. Durch die
Gewalt des Schusses war aber unser Taler



von der Weste abgerissen worden und fiel ins Gras. Da lag er nun, zitternd vor Aufregung, aber doch stolz, daß er seinem Herrn das Leben gerettet hatte.

Wie er nun im Grase lag und blinzelte, da erspähte ihn eine diebische Elster und trug ihn zu ihrem Neste auf dem Dache eines rumänischen Bauernhauses. — Die Reise durch die Luft war ja ganz schön; der Taler glaubte erst, er befände sich auf einem Flugzeuge. Aber-hu! — wie entsetzt war er, als er im Neste der Elster landete! Ihm wurde ganz übel in der schmutzigen Gesellschaft der jungen Elstern, die gar keine Rücksicht auf ihn nahmen und den ganzen Tag schimpften und schrien. Unser guter Taler fürchtete, er würde in dem übel riechenden Neste ersticken. Das war wirklich schlimmer als bei den Zigeunern.

Eines Tages wurde ihm die Geschichte aber ganz unerträglich. Die Elstern schrien noch mehr als gewöhnlich, und dazu wurde es entsetzlich heiß; es knisterte im Dachstroh, und schwarzer Rauch benahm ihm ganz den Atem. Das Bauernhaus war von einem Blitzstrahl

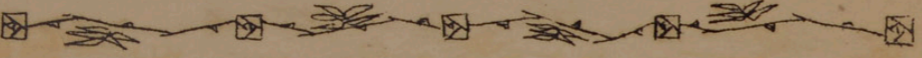
44.  getroffen und stand bald lichterloh in
Flammen, und schließlich fiel das
Nest mit den sterbenden Elstern und
unserem Taler prasselnd zur Erde
und wurde in Schutt und Asche
begraben. Der Taler glaubte, sein
letztes Stündlein habe geschlagen
und er würde das Licht des Tages
nie wieder erblicken. Um so freudiger
war er daher überrascht, als er
nach einigen Tagen von dem Bau-
ern, der traurig in dem Schuttha-
fen seines Hauses herumwühlte,
aufgefunden wurde. — Nicht minder
erfreut war aber auch der Bauer,
dem seine ganze Habe verbrannt
war, und der nun nichts besaß als
diesen Taler, den ihn der Himmel
zum Troste geschenkt zu haben schien.
Er dankte Gott inbrünstig für diese
Gnade und hielt das Geldstück hoch
in Ehren. Er wickelte es in ein kleines
Tuch, welches er sich zum Schutze gegen
die Sonne um den Kopf wand, und be-
schloß auszuwandern, um sich im Orient
eine neue Heimat zu gründen.

Von einem rumänischen Hafen
fuhr er zu Schiff durch das Schwarze

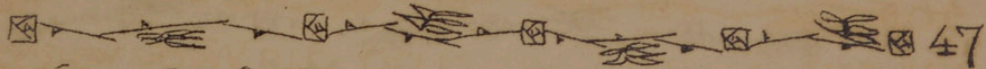


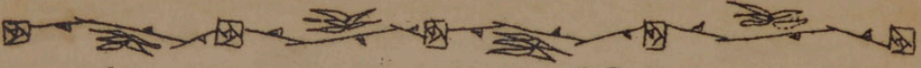
Meer nach Konstantinopel. Unterwegs erhob sich aber ein fürchterlicher Sturm. Das Schiff wurde nach der klein-asiatischen Küste verschlagen und scheiterte dort an felsigen Klippen. Nur mit Mühe und Not konnte unser Bauer durch Schwimmen das nackte Leben retten und gelangte endlich in ein armenisches Dorf. Da mußte er seinen Glückstaler leider alsbald wieder auf die Reise schicken, denn er war hungrig und durstig und hatte nur wenige Kleidungsstücke am Leibe, als er sich aus dem Schiffbruch rettete. So half ihm denn der Taler aus der Not. Der Bauer konnte sich dafür genügend Lebensmittel und Kleider kaufen, um nach der Stadt Smyrna zu wandern, wo er später durch fleißige Arbeit ein wohlhabender Weinbauer wurde. Der Taler aber kam in die Hände eines armenischen Händlers, der ihn mit auf die Reise nach Bagdad nahm, wo er morgenländische Teppiche einkaufen wollte.


Eine recht lange Reise war es, die der Taler zurückzulegen hatte, bis er nach Bagdad kam. Denn der Armenier

40.  ritt auf einem Esel, und die Wege waren schlecht und steinig, führten über hohe Gebirge, durch tiefe Täler und sandige Wüsten. Am Tage war es oft so heiß, daß man nur nachts marschieren konnte, und so ist es nicht zu verwundern, wenn viele Wochen vergingen, bis die kleine Karawane des Armeniers in der alten Kalifenstadt Bagdad anlangte. Dem Taler hatte die Reise aber doch ganz gut gefallen, denn er war etwas eitel und freute sich, daß ihn sein neuer Herr nicht mit seinem anderen Gelde zusammenwarf, sondern ihm einen Ehrenplatz in seinem Gürtel einräumte. Sein früherer Besitzer, der rumänische Bauer, hatte nämlich dem Armenier erzählt, auf wie wunderbare Weise er zu dem Geldstücke gekommen wäre, und da der Armenier sehr abergläubisch war, so hielt er den Taler für einen Talisman, der ihn auf seiner gefährlichen Reise nach Bagdad beschützen sollte. Er wollte sich auch garnicht wieder von ihm trennen.

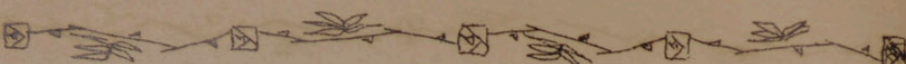
Unser Taler war ganz stolz auf diese Auszeichnung und wünschte

 47 sich, daß Klein-Lieschen einmal sehen könnte, wie weit es ihr Glückstaler in der Welt gebracht habe; aber es war ihm nun einmal nicht beschieden, sehr lange bei einem Herrn zu bleiben. Eines Tages kamen arabische Händler mit Straußenfedern und Elfenbein in die Herberge des Armeniers und boten ihm ihre Waren zum Kauf an. Aber sie forderten einen sehr hohen Preis, mehr als der Armenier bezahlen konnte. Der feilschte und handelte, aber die Araber wollten nichts ablassen und schickten sich schon an, ihre Waren wieder einzupacken und damit abzuziehen. — Da zog der schlaue Armenier mit einem tiefen Seufzer seinen Taler aus dem Gürtel, küßte ihn dreimal und legte ihn mit einer tiefen Verbeugung vor sich auf den Boden. — Da lag nun der Taler auf einem schönen persischen Teppiche, und um sich herum sah er Straußenfedern, Elfenbein, prächtig verzierte Waffen, Teppiche und andere orientalische Waren, die der Armenier in Bagdad eingehandelt hatte. Dazwischen

48.  saßen finster blickende Männer in weißen, wallenden Gewändern, schwarze Bärte umrahmten die dunklen, sonnenverbrannten Gesichter, und jeder hatte einen weißen Turban um das Haupt gewunden. Das waren die arabischen Händler, die jetzt neugierig die blanke Silbermünze betrachteten und aufmerksam zuhörten, wie ihnen der schlaue Armenier Wunderdinge von ihrer geheimnisvollen Herkunft und ihren übernatürlichen Kräften erzählte. Unser guter, ehrlicher Taler wurde beinahe schamrot, wie er all die Lügen anhören mußte, die der Armenier zu seinem Lobe erfand. — O, was konnte der Mann lügen! Einmal, so erzählte er, wäre er unterwegs von Räubern überfallen worden, doch da wäre ein Blitz aus dem Taler gefahren und habe die Räuber auf der Stelle erschlagen. Ein andermal wäre er in der Wüste beinahe verschmachtet, da habe er den Taler auf die Erde geworfen, und sogleich sei ein Quell hervorgesprudelt. Ein drittes Mal hätte sein Esel das Bein gebrochen, da habe er

 49. ihn durch Berühren mit dem Taler wieder geheilt. Und vieles mehr erzählte er den aufhorchenden Arabern, bis sie schließlich so begierig wurden, den wandertätigen Talisman zu besitzen, daß sie dem Armenier ihr Elfenbein und die Straußenfeder billig verkauften, wenn er ihnen nur den Glückstaler überlassen wolle. — Der Armenier freute sich ob des guten Geschäftes, da er es aber auf unredliche Weise gemacht hatte, so brachte es ihm keinen Segen. Er wurde auf der Rückreise nach seiner Heimat wirklich von Räubern überfallen und ausgeplündert und bereute nun sehr, sich von seinem Talisman getrennt zu haben.

Der Taler war nun das Eigentum eines arabischen Händlers geworden und reiste fortan auf dem Rücken eines Kamels durch die arabische Wüste, wohlverwahrt im Gürtel seines neuen Herrn, der ihn jeden Abend hervorholte und abergläubisch betrachtete, ehe er sich in seinem Zelte zur Ruhe ausstreckte. — Endlich kam die Karawane der Araber am Roten

50.  Meer an, setzte über dasselbe in einem altertümlich aussehenden Segelschiffe und zog dann weiter auf Karawanenwegen tief in das Innere Afrikas hinein, wo die Araber Elfenbein einhandeln wollten. An die Hitze hatte sich unser Taler schon in Arabien gewöhnt, er erschrak heftig, als er zum ersten Male einen pechrahenschwarzen Neger im Zelte seines Herrn erblickte.

Durch den Sudan ging die Reise, den weißen Nil aufwärts, und zuletzt bis an die Gestade des Viktoria Sees, der ja zum Teil zu Deutsch-Ostafrika gehört, und manches Abenteuer erlebte der Taler auf dieser langen Fahrt. Die Araber trieben überall Handel mit den Negern, verkauften ihnen Waffen, Glasperlen, bunte Tücher und sonstigen billigen Tand und bekamen dafür von den eingeborenen Jägern Elefantenzähne. Aber nicht immer ging es dabei friedlich her. Zuweilen kam es zu blutigen Kämpfen mit den wilden Negerstämmen, wobei letztere meist den kürzeren zogen. Dann wurden ihre Dörfer verbrannt, die Männer meist alle getötet und die armen Frauen und Kinder von den grausamen Arabern als Sklaven fortgeschleppt. - Nachts hörte der Taler Hyänen



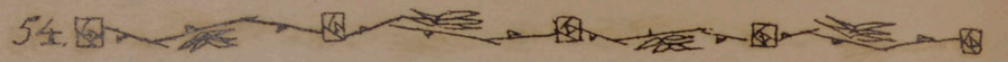
heulen und Löwen im Urwalde brüllen. Diese wilden Tiere schlichen in der Dunkelheit um die Lagerfeuer und Zelte der Karawane, und einmal mußte der Taler sogar mit ansehen, wie ein Löwe mitten dazwischen sprang, den schwarzen Diener seines Herrn mit seinen fürchterlichen Tatzen packte und mit ihm so schnell, wie er gekommen, im Dicksicht des Urwaldes verschwand. Unser braver Taler kam garnicht mehr aus Angst und Grauen heraus und sehnte das Ende der Reise herbei. Er liebte auch seinen Herrn garnicht mehr, denn dieser entpuppte sich immer mehr als ein richtiger, böser Sklavenjäger, der von Woche zu Woche eine größere Menge unglücklicher, schwarzer Sklaven hinter sich herschleppte. Fast freute sich daher der Taler, als eines Nachts ein großes Heer schwarzer Krieger mit wildem Geschrei das Lager umringte und der ganzen Arabergesellschaft mit giftigen Pfeilen und spitzen Lanzen den Garaus machte. Der arabische Anführer war einer der ersten, der von einem Speere getroffen tot zu Boden sank; und als die siegreichen Negerkrieger sich die Beute teilten, fand man in

seinem Gürtel unseren Glückstaler, der auf diese Weise in den Besitz des Negerkönigs kam.

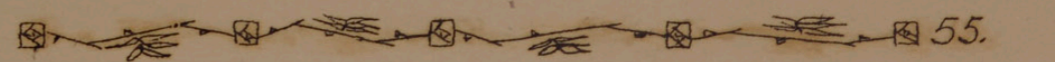
Simba hieß dieser König und wohnte in einem großen Dorfe, das aus lauter runden Lehmhütten bestand; er hatte viele tapfere Krieger, die alle mit Speeren und Schilden bewaffnet waren, und dazu noch hundert Frauen. — Von diesen hundert Frauen standen immer zehn um ihn herum und verjagten mit großen Wedeln aus Straußenfedern die Fliegen und Moskitos von seiner Nase. Zehn andere mußten sein Essen kochen, denn der König aß alle Tage einen großen Topf voll Hirsebrei nebst ein paar gebratenen Hühnern und einem großen Stück Antilopenfleisch. Zehn weitere Frauen bereiteten den Palmwein, den der König aus großen Kokosnußschalen trank, und zehn flochten die Matten, auf denen er saß oder schlief. Dann waren wieder zehn Frauen da, die machten Musik, indem sie aus Leibeskräften auf Pauken und Trommeln losschlugen, und die übrigen fünfzig Frauen tanzten und sangen dazu, daß man den Lärm

meilenweit hören konnte.

So feierte Simba, der König, sein Siegesfest und verteilte in seiner Freude den größten Teil der den Arabern abgenommenen Beute unter seine Frauen. Als er aber den Taler hervorholte, wollte jede der hundert Frauen ihn haben. Und darüber gerieten sie in Streit und prügelten mit Trommelstöcken und Kochlöffeln auf einander los, zerkratzten sich die Gesichter mit ihren langen Fingernägeln, rissen sich gegenseitig die Straußenfedern aus den Haaren und zerzten sich an ihren Nasenringen hin und her. Denn jede Königsfrau trug zum Zeichen ihrer Würde einen großen Messingring durch die Nase. — Der König Simba wollte sich halb tot lachen über diesen Weiberkampf, und eine große Banane blieb ihm in der Kehle stecken, daß er beinahe erstickt wäre. Schließlich sagte er: „Kinder, da ich den schönen Taler nicht in hundert Teile teilen kann, so soll ihm keine von euch haben, sondern ich will ihn mir selbst an die Nase hängen. Da könnt ihr ihn alle sehen, und jede von euch darf ihre

54. 
Nase daran reiben, wenn sie mir in der Frühe „Guten Morgen“ wünscht.“ Die wilden Neger küssen sich nämlich nicht, sondern reiben zur Begrüßung ihre Nasen aneinander.

So! Da hing also unser Taler am Nasenring des Negerfürsten und die Sonne schien ihm den ganzen Tag so grell ins Gesicht, daß er am liebsten ebenso oft geniest hätte wie sein neuer Herr, der bei jeder Gelegenheit so kräftig nieste, daß die Straußenfedern auf seinem Kopfe wackelten und die ganze Lehmhütte erbebt. - Von der Welt bekam er jetzt ja ziemlich viel zu sehen, aber sein Aufenthalt gefiel ihm trotzdem ganz und gar nicht. Denn sein Herr war zwar ein König, aber zu einem Taschentuche hatte er es noch nicht gebracht. Taschentücher gab es in seinem ganzen Reiche nicht, und es ist auch garnicht so leicht, sich die Nase zu putzen, wenn ein großer Taler davorhängt. Kurz und gut, unser Taler sehnte sich gewaltig nach einem neuen Herrn und war garnicht böse, als Simba bei einem seiner Kriegszüge über die Grenze von Deutsch-Ostafrika hinüberstreifte und dabei

 55.
von Soldaten der deutschen Schutztruppe erschossen wurde. Und das kam nämlich so:
Eines Tages hatte Simba einen großen Nilpferdbraten gegessen und sich daran den Magen verdorben, weil Nilpferdbraten bekanntlich sehr hart und zähe ist. Er klagte über Leibes-schmerzen und ließ seinen Doktor, den Medizinmann, kommen. Der Medizinmann verordnete ihm Freiübungen, um die gestörte Verdauung wieder in Ordnung zu bringen. Der König dachte eine Weile nach, wie er wohl am besten Freiübungen machen könnte. Dann ergriff er einen großen Stock und fing an, den Medizinmann tüchtig durchzuprügeln. Der arme Medizinmann tanzte und schrie in der ganzen Hütte herum, aber der König ließ nicht nach, sondern prügelte immer weiter und wurde so heiß dabei, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann und er seine Schmerzen ganz vergaß. Dann rief er: „Das waren einmal schöne Freiübungen; die haben mir gut geholfen! Du bist ein kluger Doktor. Du sollst jetzt nicht mehr Medi-

56
zinnmann genannt werden, sondern ich mache dich zu meinem Geheimen Medizinalrat!" Der neue Herr Medizinalrat bedankte sich für den Titel und rieb seinen schmerzenden Rücken. Die Kur hatte ihm aber garnicht gefallen. Er dachte, wenn der König noch einmal Lust bekommt, Treiübungen zu machen, dann schlägt er mich dabei gewiß ganz tot. Er lief deshalb in der Nacht davon und verbarg sich in einem anderen Negerdorfe, das jenseits der Grenze auf deutschem Gebiete lag.

Wie das König Simba hörte, wurde er fürchtbar böse und zog mit seinen Kriegern aus, den fürcht samen Medizinmann wieder einzufangen. Er marschierte gegen das Dorf, in welchem sich dieser verborgen hielt, und begann mit großem Kriegeschrei einen wilden Sturmangriff. Aber er wußte nicht, daß in das Dorf gerade eine Patrouille der deutschen Schutztruppe eingerückt war. Es war der Gefreite Werner mit drei Mann, lauter beherzte Leute, die sich vor der wilden Negerhorde nicht

57
fürchteten. Werner versteckte sich mit seinen Leuten in einer Bananempflanzung dicht am Dorfe, und als die Schwarzen herankamen, schoß er den Anführer, nämlich den König Simba, nieder, und seine Leute eröffneten ein Schnellfeuer auf die dichten Massen der Feinde, daß bald eine Menge Krieger tot oder verwundet am Boden lag. Als die andern sahen, daß ihr Häuptling gefallen war, ergriffen sie schleunigst die Flucht und ließen sich nie wieder auf deutschem Gebiete sehen.

Werner hatte sich den Simba als erstes Ziel ausgewählt, weil er ihm durch seinen silbernen Nasenschmuck aufgefallen war. Und als er nun hinzutrat, und entdeckte, daß dieser Schmuck aus einem echten deutschen Taler bestand, war er sehr erstaunt und wunderte sich, wie der wohl an die schwarze Königsnase gekommen sein könnte. Er bemerkte auch Klein-Lieschens „L“ und meinte, das sähe gerade so aus, als wenn es ein kleines deutsches Schulmädchen daraufgekritzelt hätte.

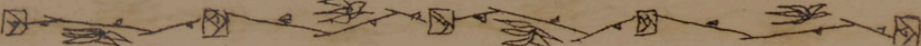
Dann nahm er den Taler und hängte ihn an seine Uhrkette.

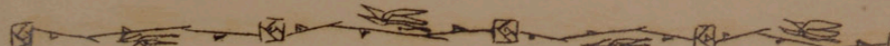
Wie sehr sich der Taler über den Wechsel seines Schicksals freute, läßt sich gar nicht beschreiben. Welch ein Genuß, wieder deutsche Laute zu hören, nachdem er sich die letzten paar Jahre mit Ungarisch, Rumänisch, Armenisch, Arabisch und Sudanesisch hatte abquälen müssen. Wie herrlich, die schmutzige Nase des Negerkönigs mit der reinlichen Uniform des deutschen Gefreiten zu vertauschen! Es tat ihm nur leid, daß ihm die Sprache fehlte, um seinem neuen Herrn von seinen vielen Abenteuern und Wanderungen zu erzählen.

Dem Gefreiten Werner wurde er zu einem richtigen Glückstaler. Sein Kommandeur beglückwünschte ihn zu dem schnellen Siege über den gefährlichen Feind und ernannte ihn zum Unteroffizier. Nach einem Jahre wurde er sogar zum Offizier befördert und erhielt das Kommando über eine wichtige Station im Innern Ost-Afrikas, wo er mehrere Jahre blieb. Seine Arbeit wurde

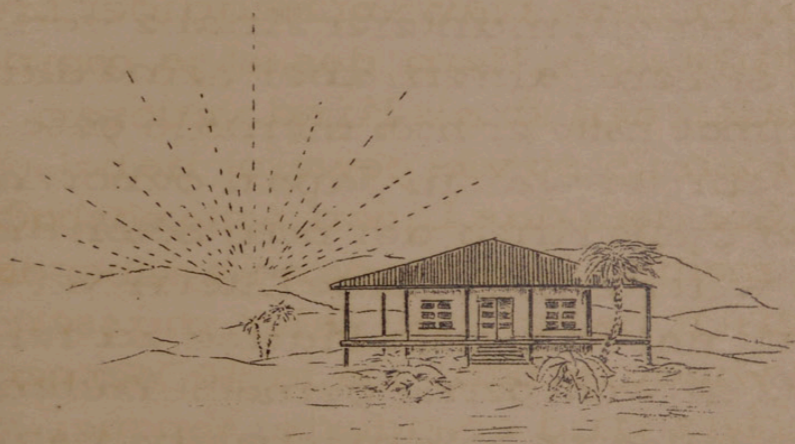
ihm da sehr leicht gemacht, denn die Schwarzen hatten großen Respekt vor ihm. Wo er sich nur sehen ließ, da riefen sie gleich: „Seht, da kommt der große Held, der viel stärker ist als der mächtige König Simba! Denn er hat den König im Kampf getötet und dessen königlichen Nasenschmuck an seine Uhrkette gehängt!“ Deshalb gab es niemals Aufstände oder Unruhen, wo Werner zu befehlen hatte, und der brave Taler war gewaltig stolz darauf, daß er seinem Herrn zu soviel Macht und Ansehen verholfen hatte.

Nach einigen Jahren fuhr Werner auf einem deutschen Dampfer zurück nach der Heimat, weil er sich einsam fühlte und zu Hause nach einer Lebensgefährtin Umschau halten wollte. Der Taler freute sich unbändig als er wieder deutsches Land sah, waren doch zehn Jahre vergangen, seit er seine lange Irrfahrt angetreten hatte. Werner lernte auch bald ein hübsches Mädchen kennen, das ihm sehr gefiel, und das er gern zur Frau gehabt hätte. Aber lange wagte er nicht, sie zu fragen,

60.  ob sie seine Frau werden wolle, jedesmal, wenn er davon sprechen wollte, versagte ihm vor Aufregung die Stimme. — Als er nun wieder einmal mit ihr zusammen war und verlegen mit seiner Uhrkette spielte, fragte sie ihn, warum er denn einen großen Taler an seiner Uhrkette baumeln habe. Und da antwortete er: „Das ist mein Glückstaler, der hat schon einmal an der Nase eines Negerkönigs gehangen.“ — Die junge Dame betrachtete erst neugierig die Münze, dann wurde sie plötzlich ganz blaß vor freudiger Erregung und rief: „Nein, das ist ja mein Glückstaler, den ich als Kind verloren und um den ich so viel geweint habe! Sehen Sie doch das L, den Anfangsbuchstaben meines Namens, den ich selber da drauf geritzt habe! Den Taler müssen Sie mir wiedergeben!“ Da sagte Werner sich ein Herz und erwiderte: „Von meinem Glückstaler möchte ich mich nicht gern trennen. Aber wenn Sie ihn durchaus haben wollen, so müssen Sie mich mit dazu nehmen. Können Sie sich nicht entschließen, meine Frau zu werden?“ Lieschen sagte mit Freuden „Ja“, und so wurden beide ein glückliches Brautpaar.

 61. Bald wurde auch die Hochzeit gefeiert, und Werner zog dann mit seiner jungen Frau wieder nach Ost-Afrika, um noch längere Zeit als Offizier der Schutztruppe zu wirken.

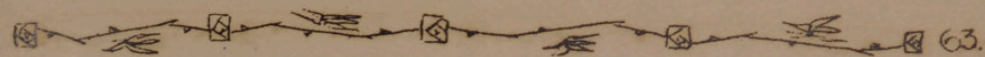
Der Taler aber wäre vor Freude beinahe in Stücke gesprungen; denn jetzt war sein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen: Er hatte Klein-Lieschen wiedergefunden und glücklich gemacht.





Die sprechende Nachtigall!

Der kleine Hans war mit seinen Eltern in der Sommerfrische. Er war ein munterer Knabe von sieben Jahren, aber seine deutsche Heimat hatte er noch niemals gesehen. Denn er war in Japan geboren, und der große Krieg, der nun schon drei Jahre wütete, hatte seine Eltern verhindert, mit ihm nach Hause zu reisen, wie sie wohl gerne gemocht hätten. Daher war seine Sommerfrische natürlich auch in Japan und zwar in den hohen Rokko Bergen, wo seine Eltern mit ihm ein hübsches Häuschen inmitten eines Tannenwäldchens bezogen hatten. Unserm Hans gefiel es da prächtig. Fand er dort doch noch andere deutsche Spielgefährten, mit denen er



von früh bis spät in Berg und Wald nach Herzenslust herumstreifen konnte. Er führte mit seinen kleinen Freunden ein wahres Indianerleben und war immer bedacht, neue Pfade zu entdecken und die umliegenden Berge und Wälder zu erforschen.

Eines Tages dachte er, es wäre doch schön, einmal ganz allein eine solche Entdeckungsreise zu machen, und so schlich er sich denn heimlich davon und wanderte mutig dem nahen Walde zu. Bald umging ihn dichter Wald, und nach einer Stunde gelangte er an einen schäumenden Wildbach, der ihm den Weg verspernte. Er folgte dem Bache und kam nun in eine Felsengrotte, in die sich das Fläßchen in Gestalt eines tosenden Wasserfalles ergoß. Hier glaubte Hans wirklich an der Welt Ende zu stehen, denn rings erhoben sich steile Felswände, und nur wenige große Steine boten ihm Halt und Schutz vor den aufgeregten Wellen des Baches. Es wurde ihm etwas unheimlich zu Mute, und er dachte jetzt ernstlich an den Heimweg. Vorher wollte er aber seine müden Füße etwas ausruhen. Er machte es sich auf seinem Felsvor-

sprünge bequem und lauschte dem Tösen des Wasserfalles. Das war so eine einschläfernde Musik, daß es ihm wirklich schwer wurde, die Augen offen zu halten----

Plötzlich wurde er aber wieder ganz munter. Eine Nachtigall fing nämlich dicht neben ihm im Gebüsch laut zu singen an, und je mehr Hans aufhorchte, um so verständlicher wurde ihm der Gesang des Vogels. Wahrhaftig! Deutsche Laute waren es, die aus dem Munde des kleinen Tieres an sein Ohr drangen. Die Nachtigall sang:

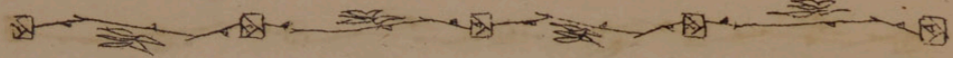
„Mich warf ans wilde Felsgestein
 „Der bitterböse Wind
 „Und brach mein armes Flügelein.
 „O Flügelein, heile geschwind!

„Sollst mich ja tragen Tag und Nacht
 „Weit über Land und Meer
 „Dahin, wo Vater kämpft und wacht
 „Im großen deutschen Heer.

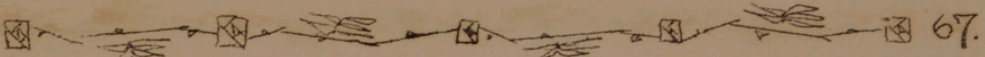
„Wo meine Mutter sorgt und schafft
 „Im fernen, fernen West,
 „Dahin will ich. Gott gib mir Kraft!
 „Da ist mein deutsches Nest!”

Hans richtete sich erstaunt auf und fragte die kleine Sängerin: Wie kommt es denn, daß du ein deutsches Lied singen kannst; und was bedeutet das Lied? So habe ich noch keine Nachtigall singen hören! Auch die Nachtigall war nicht wenig erstaunt, einem kleinen deutschen Jungen in dieser japanischen Wildnis zu begegnen, hüpfte dann aber ohne Scheu mühsam flatternd von Ast zu Ast auf Hans zu, bis sie ganz nahe bei ihm war, und sagte: „Das glaub' ich wohl, daß du noch keine Nachtigall so hast singen hören, denn ich bin nämlich eigentlich gar keine Nachtigall, sondern ein deutsches Menschenkind wie du. Else heiß ich, und mein Vater ist zu Hause im Kriege.“ „Aber warum bist du denn nicht bei deiner Mutter, und warum bist du eine Nachtigall geworden?“ fragte Hans mit wachsendem Erstaunen. „Das will ich dir erklären“, erwiderte die Nachtigall, „also höre zu:

„Als der Krieg ausbrach, lebten meine Eltern auch in Japan, und mein Vater zog sofort in den Krieg nach Tsingtau. Als die Feste fiel, gelang es

06.  ihm, auf chinesisches Gebiet zu entkommen. Meine Mutter reiste ihm nach, und beiden glückte es schließlich, unter holländischem Namen nach der Heimat durchzukommen. Mich mußten sie bei Freunden in Japan lassen, weil ich die holländische Sprache nicht verstehe und dadurch meine Eltern leicht verraten haben würde. Das Hierbleiben gefiel mir aber ganz und gar nicht. Ich weinte und schrie und wollte meinen Eltern nachreisen; und da man mich nicht gehen lassen wollte, so lief ich eines Tages davon und wanderte den ganzen Tag, bis mich in einem großen Walde die Dunkelheit überraschte. Da setzte ich mich auf einen großen Stein und weinte bitterlich.

„Nach einer Weile kam plötzlich ein riesiger Vogel durch die Baumkronen geflogen. Der hatte zwei runde feurige Augen im Kopfe und einen kurzen krummen Schnabel. Am Kopfe standen ihm zwei große Federbüsche; die sahen aus wie ein Paar große Ohren. Ein Uhu war's, und ich fürchtete mich entsetzlich vor ihm. Aber der betrachtete mich nur ernsthaft

 67. mit seinen großen leuchtenden Augen und fragte mich dann mit knarrender Stimme: „Warum weinst du denn so mein Kind?“ Da erzählte ich denn, ich wäre von Hause weggelaufen, weil ich soviel Sehnsucht nach meinen Eltern in Deutschland hätte und mich niemand zu ihnen bringen wolle. „Hm“, meinte der Uhu, „ich kann dich zwar auch nicht hinbringen, aber wenn du willst, so verwandle ich dich in eine Nachtigall, dann kannst du selbst nach deiner Heimat fliegen; eine lange Reise ist es freilich, und wenn du glücklich zu Hause angelangt bist, dann soll der Zauber von dir weichen, und du wirst wieder ein Menschenkind werden.“ „O ja, lieber Uhu, bitte, bitte“, flehte ich, „verwandle mich in eine Nachtigall, damit ich nach meiner Heimat fliegen kann.“ „Schön“, sagte der Uhu, aber bedenke noch einmal, es ist ein sehr mühsamer und gefährvoller Weg, auf dem du leicht zu Schaden kommen kannst. Du mußt immer nach Westen fliegen, dahin, wo die Sonne untergeht.

Über Meere mußst du hinweg, über hohe Gebirge und öde Wüsten. Bald wirst du von Hitze, bald von Kälte, bald von Durst und bald von Hunger gequält werden. Raubvögel und wilde Tiere werden dir nachstellen. Aber wenn du mutig und vorsichtig bist, kann es dir wohl gelingen, die Heimat zu erreichen; machen doch alle Nachtigallen in jedem Herbst eine lange Reise, um der Kälte des Winters zu entgehen." „O ja, o ja, ich habe Mut, lieber Uhu," rief ich, „bitte verwandle mich in einen Vogel, damit ich nach Deutschland fliegen kann." Da knackte der Uhu dreimal mit dem Schnabel, und im Nu war ich in eine Nachtigall verwandelt. Dann rief er: „Viel Glück zur Reise! Jetzt verlasse ich dich, denn wenn du mir noch lange als Nachtigall vor dem Schnabel herumhüpfst, bekomme ich am Ende eine unbändige Lust, dich aufzufressen, und das wäre doch schade um dich!" Mit diesen Worten flog der Uhu davon. Ich aber verkroch mich für die Nacht im dichten Gestrüpp und begann am nächsten Morgen in aller Frühe meine Reise.

„Anfangs ging es sehr gut. Du kannst dir gar nicht denken, was für ein Vergnügen es ist, frei durch die Luft zu schweben. Aber wie ich gerade hier über die Rokho Berge flog, erfasste mich ein gewaltiger Sturm und schleuderte mich dort gegen die Felsen, wobei mein linker Flügelknochen zerbrach. Deshalb humpelte ich hier traurig im Gebüsch herum. Aber glücklicherweise geht es mir jetzt schon wieder besser, und der Doktor meint, er könne mir bald wieder das Fliegen gestatten." „Gibt es denn hier im Walde einen Doktor?" fiel Hans erstaunt ein. „Ja wohl," sagte die Nachtigall, „und sogar einen sehr klugen, der Wunden verbinden kann, so gut wie deine Mutter. Er heißt O Saru Sama und ist ein alter Affe mit einem ganz roten Gesicht. Vielleicht wirst du ihn noch heute nachmittag sehen. Auch einen Apotheker haben wir; das ist ein Eichhörnchen; es hat seine Apotheke in einem hohlen Baume, wo es den ganzen Tag heilkräftige Kräuter, Wurzeln und Beeren sammelt. Dabei gehen ihm seine Gehilfen zur Hand: Die großen

Hirsch- und Nashornkäfer, die nach Wurzeln graben müssen; dann die Bockkäfer und Heuschrecken, die Blätter und Blüten abschneiden und schließlich die Spinnen, die den Verbandstoff liefern. Sieh' hier meinen Flügel, wie schön er in Blättchen gewickelt und mit Spinnfäden umwunden ist." „Ja, allerdings, das ist ein schöner Verband," sagte Hans, „meine Mutter könnte ihn nicht besser machen. Mußt du dem Doktor denn auch Geld dafür geben, daß er dich wieder gesund macht?" „Geld haben die Tiere nicht, aber jeder bezahlt mit dem, was er hat. Der Maulwurf, der sich beim Graben die Pfoten verletzt hat, bringt dem Doktor drei fette Engerlinge zum Frühstück; das Eichhörnchen bezahlt mit Nüssen, der Hamster mit einer Handvoll Korn, und ich singe dem Herrn Saru jedesmal, wenn er kommt, ein Liedchen vor, was er sehr gerne hört."

Während sie so plauderten, erscholl plötzlich ein lautes, kreischendes Lachen aus den Gipfeln der Fichten über ihnen. Die Zweige knackten, und behende ließ sich ein großer Affe am Stamme herunter. Sein Gesicht war ganz

rot, und beim Lachen wurden große, scharfe Zähne sichtbar, sodaß sich Hans heftig erschrecken hinter den Baumstamm flüchtete, denn er glaubte, der Affe wolle ihn beißen. Der aber zog ihn lachend mit seinen langen Armen hinter dem Baum hervor und sprach: „Fürchte dich nicht, mein Junge. Ich bin nur gekommen, um meine kleine Patientin zu besuchen. Menschen, die mich in Frieden lassen, tue ich nichts zuleide. Ist doch mein Großvater selbst ein Mensch gewesen, und zwar ein großer Daimyo, der dort unten bei Sanda seine Burg hatte. Er war ein Krieger und Sieger in vielen Schlachten. Aber einmal waren ihm der Feinde zu viele. Sie umringten seine Burg und schossen sie mit Brandpfeilen in Flammen. Nirgends schien ein Weg zur Rettung offen. Schon wollte mein Großvater nach der Sitte der Zeit Harakiri machen, als eine alte Hexe, der er einmal das Leben gerettet hatte, ihn in einen Affen verwandelte, damit er sich über die Gipfel der hohen Kiefern, die die Burg umgaben, ins Freie retten könne. Die Flucht gelang,

aber die Hexe fand leider gleichzeitig ihren Tod in den Flammen der brennenden Burg und konnte das erlösende Wort nicht mehr sprechen, das meinen Großvater wieder in einen Menschen verwandeln sollte. Und so mußten er und seine Nachkommen Affen bleiben. Jetzt bin ich nun der Fürst der Rokko Berge und herrsche hier über die Tiere, wie einst mein Großvater über die Menschen geherrscht hat. Du wirst auch gleich meinen Hofstaat kennen lernen."

Damit klatschte der Affe in die Hände, und sogleich belebte sich Baum und Strauch. Eine bunte Schar Vögel flatterte in den Zweigen umher und begrüßte freudig und vielstimmig den Affen. Auch das Fächbörnchen fehlte nicht, und unten zwischen den Steinen schlüpfen das Wiesel, der Marder, das Kaninchen; ja sogar der rote Fuchs war erschienen, um sich vor dem Fürsten der Tiere zu verneigen. „Nun soll uns Fräulein Nachtigall mit einem Liede erfreuen", rief der Affe.

Aber ehe es dazu kam, entstand eine aufgeregte Bewegung unter den Vögeln, weil ein altes Käuzchen sich mir

nichts dir nichts in die lustige Gesellschaft drängte und auf einem der vordersten Zweige Platz nahm. „Ich gehöre auch mit zum Hofstaat", knarrte es dabei mit verdrießlichem Gesicht, „denn ich bin der Nachtwächter!" „Ein schöner Nachtwächter, der nachts die Nester bestiebt!" riefen die Vögel im Chor zurück. „Dir wollen wir heimleuchten!" Schnell bildete sich ein Kreis um das verdutzte Käuzchen, und alle Vögel sangen:

„Ringel, Ringel Reihe!

„Der Sperber und die Weihe,

„Der Zeisig und der Stieglitz,

„Die machen heute ihren Witz!

„Die Federn solln dir stieben

„Von ihren Schnabelkieben!

„Herr Katz!

„Perdanz!

„Was machst du denn für Sachen?

„Ei, ei, das ist zum Lachen!

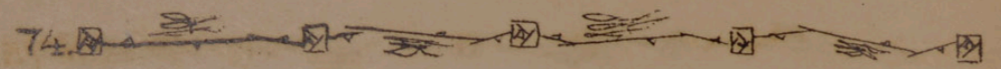
„Du fällst ja bald vom Baume

„Wie eine reife Pflaume:

„Wackelst wie ein altes Faß!

„Ha! Ha! Ha! Ist das ein Spaß!"

Dabei gab ihm eine freche Elster einen kräftigen Stoß von hinten,

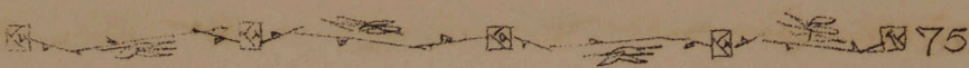
74. 
daß er von seinem Sitze taumelte
und unter dem Lachen und Geschrei
der übrigen Vögel ins Dickicht flüchten
mußte. Selbst der alte Affe lachte
und warf ein paar trockene Tannen-
zapfen hinter dem Käutzchen her. „Nun
aber Ruhe, Kinder“, sagte er dann, „hör
lieber zu, was unsere kleine Freundin,
die Nachtigall, dazu zu sagen hat!“
Und sogleich erhob dieselbe ihre Stim-
me und sang:

Es wollt' ein Kauz ein Mäuschen frein!
Kuwitt, Kuwitt, Kuwitt!
„Lieb' Mäuschen, sollst mein Bräutchen sein!
Kuwitt, Kuwitt! Komm mit!“

„Ich habe dir ein Häuselein
In einem hohlen Baum.
„Da sollst du mein Herzliebchen sein,
Sollst ruh'n auf weichem Flaum!“

„Lieb' Mäuschen, bleib' nicht im Versteck!
„Komm aus dem Loch heraus!
„Du warst doch sonst so froh und keck!
„Kuwitt! Komm mit nach Haus!“

Das Mäuschen lacht und piepst von fern:
„Schön Dank! Du alter Wicht!“

 75.
„Du hast mich wohl zum Fressen gem?
„Ich komm noch lange nicht!“

„Bravo! Bravo!“ riefen alle Vögel
und Tiere. „Ja, so ist der scheinheilige
Kauz!“ Auch der Affe riß sich vergnügt
die Hände; nur der Kukur machte ein
ernstes Gesicht und sagte würde-
voll: „Es ist doch eigentlich unerhört,
wie sich so ein lichtscheuer, gewöhnlicher
Kauz erfreuen konnte, sich in unse-
re gute Gesellschaft zu drängen.“
„Na, der beste Bruder ist der auch
nicht!“ raunte der Affe leise zur Nach-
tigall. „Kannst du ihm nicht 'mal
die Wahrheit singen?“ Und sogleich
erhob die Nachtigall wieder ihre
Stimme und sang:

„Der Kukur wollt' sich bau'n ein Nest
Zu seines Weibchens Wiegenfest;
Doch weder er noch seine Frau
Verstanden viel vom Nesterbau.“

Drum gingen sie zum Meister Specht,
Dem Zimmermann. Der wäre recht,
So meinten sie, ein tücht'ger Mann,
Von dem man's Bauen lernen kann.

Der Specht ist mit der Kunst vertraut
Wie man den hohlen Stamm behaut
Und in der Höhlung birgt sein Nest.
Das zeigt dem Kuckuck er auf's best.

Herr Kuckuck dankt, wie sich das schickt,
Und während Specht verbindlich nickt,
Legt Madam Kuckuck, eins, zwei, drei,
Ihm in das Nest ein Kuckucksei.

Dann geht zum Vetter Fink die Reis,
Der auch sehr schön zu bauen weiß.
Er sieht sein Nest mit viel Geschick,
Der Kuckuck sieht's mit Kennerblick.

Und während Kuckuck mit Bedacht
Dem Finken Komplimente macht,
Legt Madam Kuckuck, eins, zwei, drei,
Ihm in das Nest ein Kuckucksei.

Und weiter ziehn sie durch den Wald;
Zur Amsel und zur Drossel bald.
Und überall fällt, eins, zwei, drei,
In jedes Nest ein Kuckucksei.

Zuletzt sagt Madam Kuckuck: „Nein!
„Wie konnt' ich so vergeblich sein?!
„Nun hab' ich keine Eier mehr!“

„Jetzt bleibt das eigene Nest mir leer!“

Herr Kuckuck spricht: „Frau, tröste dich!
„Der Nesterbau ist sicherlich
„Für unsereins kein Kinderspiel,
„Die Arbeit wü'd' dir leicht zuviel.“

„Ertrag' nur mit Ergebenheit
„Den Fluch der Kinderlosigkeit!
„Und unser Nestbau - das ist klar -
„Kann warten bis zum nächsten Jahr“

„Bravo! Bravo!“ riefen wieder
alle Vögel. „Das hast du dem aufge-
blasenen Kuckuck einmal tüchtig
gegeben. Ja, so sind diese feinen
Leute. Schöne Worte können sie
machen, aber ihre Kinder lassen
sie von anderen Leuten aufziehen.
Und beim Nestbau macht man
sich die Finger schmutzig! Das ist
keine Arbeit für vornehme Herr-
schaften!“ Selbst das Kaninchen,
das bis dahin ganz still gewesen
war, mischte sich in die Unterhal-
tung: „Ach, wenn ich bedenke, wie
viele Kinder ich schon zu ordent-
lichen Tieren aufgezogen habe!“

Aber freilich, ich habe auch keine Zeit, den ganzen Tag im Walde herum-zustreichen und „Kuckuck“ zu schreien. Ich gönne mir höchstens am Abend mal einen kurzen Spaziergang auf der Waldwiese.“ Der Affe schüttelte sich vor Lachen und wollte dem Kuckuck ein paar Tannenzapfen an den Kopf werfen, wie es so seine Gewohnheit war, wenn er sich über jemand lustig machte, aber der Kuckuck hatte sich schon leise davongeschlichen.

Dann sagte der Affe: „Hab' Dank, liebe Nachtigall, für deine schönen Lieder! Jetzt wollen wir aber mal sehen, wie es mit deinem kranken Flügel steht!“ Er löste den Verband und rief dann erfreut: „Schön geheilt ist er! Du darfst jetzt wieder fliegen, soviel du Lust hast!“ „Tausend Dank!“ flötete die Nachtigall. „O, wie freue ich mich. Nun will ich auch gleich meine Reise nach Deutschland antreten. Ade! Herr Doktor. Ade! Ihr Vögel. Ade! Hans! Hans! Hans!“ Und damit flog sie davon.

Aber immer wieder hörte Hans seinen Namen rufen. „Was will eigentlich



die Nachtigall noch von mir?" dachte Hans. Und da kam er ihm vor, als habe die Nachtigall die Stimme seiner Mutter angenommen. „Hans! Hans!“ erscholl es wieder ganz nahe bei ihm, und eine bekannte Stimme rief: „Gott sei Dank! Jetzt haben wir ihn gefunden. Da liegt er und schläft!“ Hans riß die Augen weit auf. Da schien ihm auf einmal die Abendsonne so blendend in die Augen, daß er sie gleich wieder schließen mußte. Und er fühlte, daß er in den Armen seiner Mutter lag, und da sagte er zu ihr: „Mutter, rufe doch nicht so laut. Du verscheuchst ja alle Vögel und den Affen und die sprechende.“ „Junge, du träumst wohl noch immer?“ sagte die Mutter und gab ihm einen Kuß. Da wurde Hans ganz wach, und wie er sich umsah, waren alle Tiere verschwunden; nur in der Nähe flöte eine Nachtigall. Aber Hans konnte nicht verstehen, was sie sang, und nun wußte er, daß alles ein Traum gewesen war.

